

Birgit Johler, Barbara Staudinger

Gesammelt, verräumt, vergessen. Jüdische Dinge im Österreichischen Museum für Volkskunde

Jüdische Dinge in einem Museum, das kein jüdisches ist – welche Objekte könnten das sein? Was ist überhaupt ein »jüdisches Ding« oder »ein gewisses jüdisches Etwas«?¹ Ob ein »jüdisches Etwas«, »Judaica« oder ein »jüdisches Ding« – die Zuschreibung oder das Attribut, das auf ein für uns wesentliches Merkmal der Objekte hinweist, werden wir offenbar nicht los. Dinge haben kein Glaubensbekenntnis und doch suchen wir auch im Museum und gerade im Kontext des Jüdischen nach Kategorisierungen. Der Begriff »Judaica« ist dabei wohl der gebräuchlichste Terminus, nach Jens Hoppe wurden damit seit den 1920er Jahren alle Gegenstände bezeichnet, die sich auf Jüdinnen und Juden bzw. auf Jüdisches beziehen. Zuvor beinhaltete der Begriff lediglich Bücher zu jüdischen Themen² in Abgrenzung zu den so genannten Hebraica. Hoppe selbst verwendet in seiner Arbeit über »Jüdische Geschichte und Kultur in Museen« neben der Bezeichnung »Judaica« auch jene der »Zeremonialgegenstände« für alle Objekte, die im Zusammenhang mit Religionsausübung zu sehen sind.³

1 So eine Ausstellung des Jüdischen Museums Hohenems aus 2010/2011, in der von den Besucher/-innen mitgebrachte »jüdische« Gegenstände ausgestellt wurden.

2 Jens Hoppe: Jüdische Geschichte und Kultur in Museen. Zur nichtjüdischen Museologie des Jüdischen in Deutschland (= Internationale Hochschulschriften, 393). Berlin, München: 2002, S. 9f.

3 Ebda., S. 10.

Bernhard Purin hingegen unterscheidet für diese Kategorie von Objekten zwischen Kult- und Ritualgegenständen. Als Kultgegenstände definiert er Objekte der religiösen Verehrung, der Umgang mit ihnen ist nach genauen Richtlinien festgelegt. In diese Kategorie fallen nur wenige Objekte: Tora (oder Teile davon), Tefillin (Gebetsriemen) und Mesusot. Als Ritualgegenstände benennt er jene Gegenstände, die zur Ausübung der Religion verwendet werden: Dies wären etwa Sederteller, Chanukka-Leuchter oder auch ein Schofar.⁴ Da es sich bei der in der Ausstellung präsentierten Objekte jedoch nicht nur um Kult- oder Ritualgegenstände handelt, haben wir uns für die Bezeichnung »jüdische Dinge« entschieden. Der Ding-Begriff, wie ihn Gottfried Korff in die Museumswissenschaft und -praxis eingeführt hat und dem wir folgen möchten, erscheint dabei am hilfreichsten, wenn es darum geht, den Objekten und ihren Bedeutungen nachzuspüren, möglichen Gebrauchskontexten und auch Zuschreibungen und damit in Zusammenhang stehend auch den museologischen Praktiken in Vergangenheit und Gegenwart.

Objekte in Museen stammen aus einer anderen Zeit, nach Korff sind sie Zeitzeugen: Sie sind Dinge der Vergangenheit und sie stehen uns heute als Informationsträger zur Verfügung.⁵ Das Österreichische Museum für Volkskunde (ÖMV) lagert in seinen Depots eine Reihe von Objekten, die mit jüdischer Geschichte und jüdischen Lebenswelten in Verbindung zu bringen sind. Es

⁴ Bernhard Purin: Dinge ohne Erinnerung. Anmerkungen zum schwierigen Umgang mit jüdischen Kult- und Ritualobjekten zwischen Markt und Museum. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde XLVII/97, 1993, S. 147–166, hier S. 159.

⁵ Gottfried Korff: Zur Eigenart der Museumsdinge. In: Martina Eberspächer, Gudrun M. König, Bernhard Tschofen (Hg.): Gottfried Korff. Museumsdinge. Deponieren – Exponieren. Köln, Weimar, Wien: 2002, S. 141.

sind größtenteils »Dinge ohne Erinnerung«, um mit Bernhard Purin zu sprechen. Die ursprünglichen Eigentümer/-innen oder Verwender/-innen sind uns in den meisten Fällen nicht bekannt, nur selten kennen wir den genauen Herkunftsort. Was uns vorliegt, sind spärliche Eintragungen im Inventarbuch des Museums.

Objekte im Fokus 1 rückt nun zwanzig ausgewählte Objekte aus diesem Fundus ins Blickfeld. Bei der Beschäftigung mit den »jüdischen Dingen« schwingt, so glauben wir, auch immer unser Verhältnis zum Jüdischen mit. Dieses ist heute neben anderen Bildern nicht zuletzt von der Schoa und von einem breiteren öffentlichen Diskurs über »Arisierung« und Restitution geprägt. Als Museologinnen und Museologen mit kulturwissenschaftlicher Prägung beschäftigen wir uns wie selbstverständlich mit dem kulturellen Kontext der Dinge. Wir sehen es darüber hinaus aber auch als unsere Verantwortung an, Fragen nach der eigenen musealen Praxis sowie nach bedenklichen Erwerbungen des Museums zu stellen.

Museale Praktiken

Soweit bislang bekannt, waren materielle Zeugnisse jüdischen Lebens im Museum in der Laudongasse zuletzt 1938 ausgestellt. Sie waren fixer Bestandteil der ständigen Schau-sammlung, wie ein von Arthur Haberlandt 1930 anlässlich einer verbesserten Aufstellung herausgegebener »Führer durch das Museum für Volkskunde«⁶ belegt. Darin wird auf eine »nicht unansehnliche Sammlung Judaica«⁷ hingewiesen, bestehend aus Leuchtern, Beschneidungsmessern, »Räuchertürmchen«

⁶ Arthur Haberlandt: Führer durch das Museum für Volkskunde. Hg. vom Verein für Volkskunde. Wien: 1930.

⁷ Ebda., S. 54.

(Besamim-Türmchen, Anm. Verf.) und anderen materiellen Zeugnissen ritueller Handlungen. Wie viele Objekte hier gezeigt wurden und welche genau das waren, ist dem Museumsführer bis auf ein Objekt, einem Beschneidungsmesser mit Schatulle⁸, ebenso wenig zu entnehmen wie die Frage geklärt werden kann, ob es sich bei der »Jüdischen Sammlung« im »Kasten 5«⁹ um *alle* jüdisch konnotierten Objekte handelte, die das Museum bis zum damaligen Zeitpunkt besaß.

Kurz nach dem »Anschluss« Österreichs an das Deutsche Reich wurden die bis dahin im Erdgeschoss des Museums gezeigten Objekte entfernt und magaziniert. Nach einer Aussage Arthur Haberlandts aus dem Jahr 1946 hätte sein ehemaliger Restaurator, Robert Mucnjak, die Sammlung 1938 mit dem Argument abräumen lassen, dass es »sonst unter den Beschauern zu Demonstrationen kommen könnte«.¹⁰ Ihm, Haberlandt, sei von seinem Mitarbeiter mit dem Eingreifen der SA gedroht worden, wenn er die »jüdischen Leuchter nicht wegnehmen«¹¹ hätte lassen. Als Haberlandt diese Aussage zu Protokoll gab – dies gilt es zu berücksichtigen – stand er selbst wegen politischer Belastung unter Verdacht.

Der überwiegende Teil der bis 1938 im Museum gezeigten Objekte jüdischer Dingwelten entstammte der so genannten Patriotischen Kriegsmetallsammlung, einer Sammlung von Metallobjekten aus der Zeit des Ersten Weltkrieges, die nicht dem Einschmelzen für Kriegszwecke zum Opfer gefallen waren.¹² Im

⁸ Es handelt sich dabei um das in diesem Band beschriebene Beschneidungsmesser.

⁹ Haberlandt (wie Anm. 6), S. 54.

¹⁰ Protokoll über die 3. Sitzung des Senates Nr. 9 im Kunsthistorischen Museum, 1.2.1946, mündliche Ver-

handlung des Falles Robert Mucnjak. Österreichisches Museum für Volkskunde, Archiv, Ktn. 33, Personal.

¹¹ Ebda.

¹² Zur Patriotischen Kriegsmetallsammlung s. den Text von Charlotte Sabath in diesem Band.

Wesentlichen handelt es sich bei diesem Bestand um Synagogenleuchter, Chanukka-Lampen, Besamimbüchsen und Zinnschüsseln. Schenken wir dem Inventarbuch Glauben, und in diesem Fall dürfen wir das wohl, kamen viele dieser Objekte der Patriotischen Kriegsmetallsammlung, die in allen Ländern der k. u. k. Monarchie durchgeführt wurde, aus Galizien und der Bukowina. Dass der Sammler-Blick des Direktors im Jahr 1915, also in dem Jahr, als die Ausstellung im Festsaal des Militärkasinos am Schwarzenbergplatz in Wien präsentiert wurde, nach Osten gerichtet war, ist nachvollziehbar, verstand sich das Museum zu jener Zeit doch als Ort, in dem der Vielvölkerstaat Programm war und dieses die Ausrichtung der Sammlungen bestimmte. Im Ausstellungskatalog zur Patriotischen Kriegsmetallsammlung, der im Archiv des Österreichischen Museums für Volkskunde erhalten geblieben ist¹³, wurden einzelne Objekte, vermutlich vom damaligen Direktor Michael Haberlandt, markiert. Die getroffene Auswahl, die wir heute, weil auf Papier verewigt, nachvollziehen können, entspricht der Suche der frühen volkskundlichen Wissenschaft nach Objekten der »Volkskunst« bzw. »religiösen Volkskunst«. Hier eine Zinnschüssel mit der Figur des Hl. Georg, mit Blumenranken und Blätterwerk, dort eine Chanukka mit »stilisiertem Löwen- und Vogelmuster«.¹⁴ Aber auch symbolische Darstellungen der Monarchie gaben Ausschlag für die Objektauswahl. Markiert ist unter anderem das Objekt Nummer 819, ein »Jüdischer Zinnteller mit Doppeladler, Jahrzahl 1788 und Randinschrift«.¹⁵ Offenbar wurde er vom Museum in weiterer Folge auch erworben, erhielt hier zuerst die Inventarnummer M/8191 (M für Metallsammlung), später, bei

¹³ K. u. K. Kriegsministerium (Hg.): Ausstellung der Patriotischen Kriegsmetallsammlung. Verzeichnis historisch und künstlerisch hervorragender Spenden. Wien: 1915/1916.

¹⁴ Ebda., S. 43.

¹⁵ Ebda., S. 15.

einer nach 1945 erfolgten Neuinventarisierung (s. nachfolgend) die ÖMV-Nummer 46.595.¹⁶ Dass das Museum Interesse an der Entschlüsselung dieser Objekte samt ihrer hebräischen Inschriften hatte, belegen teilweise erhaltene Beschreibungen und Übersetzungen, die eine nicht weiter bekannte, offenbar mit der hebräischen Sprache und der jüdischen Kultur vertraute Person für das Museum angefertigt hatte und die heute ebenfalls im Archiv vorhanden sind. Wann diese Objektinformationen erstellt wurden, ob zum Zeitpunkt der Erwerbung der Objekte der Patriotischen Kriegsmetallsammlung oder später, geht aus diesen Quellen jedoch nicht hervor.

Neben den Gegenständen aus der Patriotischen Kriegsmetallsammlung, die erst 1924 ins Haus kamen, sind in den frühen Inventarbüchern des Museums noch andere Provenienzen verzeichnet. Der erste jüdische Ritualgegenstand stammt angeblich aus Floridsdorf: Das Schofar mit der ÖMV-Inventarnummer 3.867 gelangte 1896, also nur ein Jahr nach der Gründung des Museums, durch Ankauf vom Wiener Antiquitätenhändler Her(r)nfeld in die Sammlungen.¹⁷ Von diesem Händler erstand das Museum übrigens über die Jahre hinweg eine Anzahl von Objekten, darunter auch etliche Judaica. Weitere jüdisch konnotierte Objekte fanden ebenfalls noch in der k. u. k. Zeit Eingang in die Sammlungen, so die einzigen drei Dreideln, die das Museum besitzt, oder auch ein Messer, das aufgrund der auf der dazugehörigen Schatulle dargestellten Beschneidungsszene und der Inschrift als »Beschneidungsmesser« zu identifizieren ist.¹⁸

Das Fin de Siècle war die Zeit der »Nationen« und »Völker«. Konsequenterweise wurde das Judentum bzw. wie dieses von außen wahrgenommen wurde, in National- und

16 Zu diesem Objekt s. den Beitrag von Hannah Rögele in diesem Band.

17 S. dazu den Beitrag von Laura Gozzer in diesem Band.

18 S. zu diesen Objekten die Beiträge von Jutta Aicher, Katrin Helm, Barbara Paulmayer und Silke Schörgi in diesem Band.

Volkskundemuseen integriert. Zum Aufbau von systematischen Sammlungen in (kultur-)historischen Museen kam es jedoch nicht. Vielmehr zeichnet diese Sammlungen eine Zufälligkeit aus.¹⁹ Jüdische Kultur wurde (und wird großteils noch heute) mit jüdischer Religion gleichgesetzt. Dieses Verständnis von »den Juden« als einer Religionsgemeinschaft teilten die Wiener Museumsleute durchaus mit ihren Kolleg/-innen in anderen Ländern. Für historische bzw. kulturhistorische Museen in Deutschland konnte jüngst gezeigt werden, dass im ausgehenden 19. Jahrhundert Lampen, also profane Gegenstände, von den Museen als »Sabbatlampen« und somit als Synonym für »jüdisch« gesammelt und inventarisiert wurden.²⁰

Vermutlich war die »Jüdische Sammlung« des Museums in Wien ähnlich ausgestattet wie die des Bayerischen Nationalmuseums um dieselbe Zeit, wo in zwei Vitrinen »Gerätschaften für den öffentlichen und privaten Gottesdienst der Israeliten«²¹ ausgestellt und diese mit erklärenden Illustrationen versehen worden waren. Vergleichbar ist wohl auch eine gewisse Unsicherheit in der Platzierung der Vitrinen: Im Bayerischen Nationalmuseum wechselten sie mehrfach den Standort, in Wien stand »Kasten 5«, also die Vitrine, in der die Judaica präsentiert wurden, in einem Raum, der ansonsten mit einer historischen Sammlung an Herdgeräten und Beleuchtungskörpern bestückt war.

Während der Zeit des Nationalsozialismus waren die dinglichen Zeugnisse jüdischer Kultur der Öffentlichkeit

19 Siehe zum Beispiel die Ausstattung der beiden Vitrinen im Bayerischen Nationalmuseum, vgl. dazu: Barbara Staudinger: Die jüdische Welt und die Wittelsbacher (= Sammelbilder, 01). Ausstellungskatalog. München: 2007, S. 29–33.

20 Hoppe (wie Anm. 2), S. 170.

21 Jakob Heinrich von Hefner-Alteneck: Lebens-Erinnerungen. München: 1899, S. 335.

entzogen, sie waren nicht mehr Teil einer gesamtgesellschaftlichen Vergangenheit. Nur einmal, im Rahmen der Ausstellung »Die körperlichen und seelischen Eigenschaften der Juden« im Frühjahr 1939, wurden neben Objekten anderer Museen auch Objekte aus der »jüdischen Sammlung« des Volkskundemuseums in den Räumen des Naturhistorischen Museums gezeigt.²² Die mutwillige Verdrängung der jüdischen Bevölkerung aus dem allgemeinen Bewusstsein hielt den damaligen Direktor und Sohn Michael Haberlandts, Arthur Haberlandt, nicht davon ab, trotzdem Judaica für das Museum zu erwerben. So entstand er nach dem März 1938 einen Silberbecher, eine als »Schneiderschere [...] für die jüdische Beschneidung« inventarisierte Schere, datiert mit 1700, und eine Besamimbüchse²³ bei einem Antiquitätenhändler in der Nähe des Museums. 1943 kamen eine als »Judenlampe« bezeichnete Lampe mit acht Schalen sowie zwei Leuchter hinzu, die im Museum als »Sabbathleuchter« inventarisiert wurden.²⁴ Diese Gegenstände hatte ein Kriminalbeamter auf dem Wiener Tandlmarkt im 9. Bezirk erstanden und dem Museum für RM 25,- weiter verkauft. Zwar passten die Objekte durchaus zu den bisherigen Sammlungsbeständen, allerdings ist die Motivation für diese Erwerbungen unklar. 1943 war der Höhepunkt der großen Deportationen aus Wien bereits überschritten. Nun spezifisch traditionsgebundene Ritualobjekte der als »Feind« bezeichneten Bevölkerungsgruppe zu sammeln, könnte heißen, die Dinge für das Museum, respektive für die Nachwelt, zu »retten«. Genauso gut ist es auch möglich, dass die Objekte für Propagandazwecke gesammelt wurden. Wir wissen es nicht. Bestimmt waren die Gegenstände verhältnismäßig

22 Bernhard Purin: Beschlagnahmt. Die Sammlung des Wiener Jüdischen Museums nach 1938. Wien: 1995, S. 12.

23 Silberbecher ÖMV 44.068; Schere ÖMV 44.064; Besamimbüchse ÖMV 44.069.

24 Inventarnummern ÖMV 45.981–45.983.

günstig zu erwerben und dadurch attraktiv für den Sammler Haberlandt. Ob die von ihm erworbenen Objekte jemals ausgestellt waren, ist jedoch zu bezweifeln.

Bei der Neuaufstellung der Schausammlung nach 1945 spielten »das Jüdische« oder auch eine österreichisch- bzw. deutsch-jüdische Geschichte keine Rolle mehr. Zwar wurden als »jüdisch« verstandene Objekte im Inventarbuch aufgenommen, so drei Mazzesbrote oder ein Halbrelied aus Keramik (»Alter Jude, ton, glasiert«), beide übrigens aus dem Burgenland, eine tiefergehende Beschäftigung mit jüdischer Kultur blieb jedoch aus. 1962 wurde von einem wissenschaftlichen Mitarbeiter des Hauses ein »Gruppeninventar der Objekte zur jüdischen Volkskunde« erstellt.²⁵ 113 Objekte sind hier entlang der Inventarnummern aufgelistet, der überwiegende Teil ist als »neuinventarisiert« gekennzeichnet.²⁶ Die Liste ist für uns heute eine wichtige Quelle, sie belegt zum einen die Inventarisierungspraxis der frühen 1960er Jahre, zum anderen zeigt sie auch, was dem damaligen Verständnis nach als »jüdisch« kategorisiert wurde. So enthält diese Aufstellung nicht nur Objekte, die eindeutig einem jüdischen Kontext zuzuordnen sind (Synagogenleuchter, Schofar, Chanukka-Lampe u. ä.), sondern auch Objekte, die wir heute in Bezug auf Typisierungen (wie die als »Alter Jude« inventarisierte Keramik²⁷) oder auch hinsichtlich des christlichen Antisemitismus (wie etwa eine als »Judaskopf« bezeichnete Holzplastik aus Südtirol²⁸) zu befragen haben. Die seit 1952 sich

25 Österreichisches Museum für Volkskunde, Gruppeninventar der Objekte zur jüdischen Volkskunde. Nach Inventar geordnet und neuinventarisiert von Dr. Klaus Beitzl. Wien, 29.10.1962, 5 S. Österreichisches Museum für Volkskunde, Archiv.

26 Viele der Gegenstände weisen bislang am Objekt noch keine

ÖMV-Nummer auf, manche waren überhaupt noch nicht im Inventarbuch eingetragen worden, obwohl sie sich vielleicht schon längere Zeit im Museum befanden.

27 S. den Beitrag von Elfriede Linsbauer in diesem Band.

28 ÖMV 28.395









im Museum befindenden Mazzesbrote wiederum fanden – aus welchem Grund auch immer – keinen Eingang in diese Liste. Darüber hinaus wurden bestehende Zuschreibungen, die im Rahmen früherer Inventarisierungen getroffen worden waren, übernommen und damit fortgeschrieben. Das Objekt ÖMV 38.152 zeigt zwei gleichseitige ineinander verwobene Dreiecke und ist somit ein Hexagramm bzw. ein Sechsstern. Als »Drudenfuß«, also als Pentagramm, wurde es 1919 inventarisiert, diese »magische Zuschreibung« blieb am Objekt bis 2011 haften.

Ein Seminar – eine Ausstellung

Heute, 73 Jahre nach der mutwilligen Entfernung der Objekte aus der permanenten Präsentation durch die Verantwortlichen des Museums, bearbeiteten 25 Teilnehmerinnen und Teilnehmer des am Institut für Europäische Ethnologie der Universität Wien veranstalteten Seminars »Jüdisches im Museum – Sammeln und Ausstellen 1900–2011« zwanzig ausgewählte Objekte. Die Kriterien für diese Auswahl, die ein möglichst breites Spektrum an Provenienz und Objekten gewährleisten sollte, legten wir, die Lehrveranstaltungsleiterinnen, fest. Auch die Fragen »Was ist jüdisch?« bzw. »Ist das jüdisch?« beschäftigten uns bei der Entscheidung, welche Objekte die Studierenden zu bearbeiten hatten. Die ausgesuchten Objekte sollten zudem für Themenfelder der jüdischen Geschichte und Kulturgeschichte stehen, die als Kontexte zu erarbeiten waren.

In Anlehnung an die Ausstellungen »Ein gewisses jüdisches Etwas« (Jüdisches Museum München 2008) und »Typisch! Klischees von Juden und anderen« (Jüdisches Museum Berlin 2008/Jüdisches Museum Wien 2009) wurden die Studierenden in der ersten Lehrinheit gebeten, »etwas Jüdisches« mitzubringen. Die mitgenommenen Gegenstände entsprachen, so zeigte die anschließende Diskussion, im Wesentlichen dem, womit wir heute »Judentum« im Allgemeinen

assoziiieren. Da waren etwa eine siebenarmige Menora, eine Platte mit Klezmer-Musik, ein Buch eines jüdischen Schriftstellers, ein Buch über den Nationalsozialismus und ein Souvenir aus Israel – und tatsächlich spiegeln diese Gegenstände unser Bild vom »Jüdischen« wider: Religion, kulturelle Bedeutung des jüdischen Bürgertums um 1900, die Schoa und der Staat Israel. Es wurden aber auch andere Gegenstände mitgebracht: Eine Levi's Jeans zeigt, dass ein »Ding« durch seine Geschichte zu einem »jüdischen Ding« werden kann. In diesem Fall ist es die Geschichte der Firma Levi-Strauss, gegründet von einer jüdischen Familie aus Buttenheim in Bayern, die dem Kleidungsstück diese Zuschreibung gibt. Es kann aber auch durchaus eine sehr persönliche Geschichte, wie eine Reise nach Israel und die dortige Küche sein, die ein Lebensmittel als »jüdisch« assoziieren lässt. Sich selbst seiner Bilder im Kopf gewahr zu werden und die Bereitschaft, diese immer wieder zu hinterfragen, sowie die Erkenntnis, dass hinter Objekten Geschichten stehen, die zu lesen es sich lohnt, bildeten die Leitgedanken für den Einstieg in das Seminar.

Nach einer theoretischen Einführung konnten sich die Studierenden in einem Workshop »ihr« Objekt aussuchen. Bewusst wurden nur Hinweise auf ihre Funktion gegeben, mögliche Themen und Fragen, die sich mit den Objekten verbinden lassen, erst im Anschluss diskutiert. Vielmehr sollten die Objekte nach »Sympathie« gewählt werden, quasi »spontan« und nicht aufgrund einer bestimmten Fragestellung, die sich an das Objekt anschließt. Jeder Gegenstand erzählt eine Geschichte, aber er erzählt sie nicht beim flüchtigen Ansehen. Wir müssen uns mit ihm auseinandersetzen, ihn befragen, ihn lesen.

In weiterer Folge beschäftigten sich die Seminarist/-innen ausschließlich mit der Planung der Ausstellung. Unterstützt von Hannah Landsmann, die mit den Studierenden ein Vermittlungskonzept erarbeitete, diskutierten wir Fragen, die wir an die Objekte richten wollten, versuchten Perspektiven zu öffnen

anstatt diese durch einen vorgegebenen Zugang unmöglich zu machen.

Es entstand eine Ausstellung mit Werkstattcharakter, die vielleicht mehr Fragen aufwirft, als sie Antworten zu geben vermag. Vieles wissen wir über die Objekte nicht, viele Geschichten können wir nicht erzählen, sondern nur erahnen. Was übrig blieb, sind Fragen, die wir dennoch gestellt haben wollten. Auf einer Arbeitsplatte stehen nun die Objekte, geordnet nach Inventarnummern. Diese »Ordnung der Dinge« auf dem Tisch mag den Betrachter/-innen zufällig erscheinen, sie verweist jedoch auf die Sammlungsgeschichte. Eine »klassische« Ordnung, etwa nach den jüdischen Festtagen, ist somit aufgehoben zugunsten eines verwirrenden Puzzlespiels, das das Zufällige der Sammlung widerspiegelt. Die Ausstellung hat daher keinen Anspruch, den jüdischen Jahres- oder Lebenskreis oder auch die jüdische Kulturgeschichte in Wien darzustellen, vielmehr präsentiert sie eine im Museum verräumte und vergessene Sammlung. Die Objektbeschriftungen, die von den Studierenden verfasst wurden, legen die Geschichte der Objekte, soweit bekannt, offen. Einige der in der Ausstellung ausgestellten Objekte verwirren: An ihnen sieht die/der Betrachter/-in nichts »Jüdisches«: Ein Tischleuchter, der in der Ausstellung zu sehen ist, könnte durchaus auch in einem nichtjüdischen Haushalt gestanden haben, eine Fotografie von drei »Jüdinnen in Tracht«, so das Inventar, könnte auch nichtjüdische Frauen zeigen und die Keramik »Alter Jude« mag vielleicht für die Person, die sie inventarisierte, »jüdisch« ausgelesen haben. Kurz: die Zuschreibung »jüdisch« bekamen diese Objekte wahrscheinlich erst im Museum. In Umkehrung des Prinzips der Ausstellungen in den Jüdischen Museen München und Hohenems, bei denen die Besucher/-innen »Jüdisches« mitbringen durften, sie also selbst und für sich definierten, was für sie »jüdisch« ist, geht die Ausstellung »Von Dreideln, Mazzes und Beschneidungsmessern. Jüdische Dinge im Museum« von dieser Zuschreibung aus und hinterfragt sie.

In einer zweiten Ebene der Ausstellung formulierten die Studierenden Fragen an die Objekte und versuchten, mögliche Kontexte zu eröffnen. Lose verbunden sind diese beiden Ebenen durch einen Schattenriss, ein Piktogramm, das neben den Texten zu sehen ist. Denn die Texte, die sich mit der Migration osteuropäischer Jüdinnen und Juden nach Wien, dem Patriotismus galizischer Juden/Jüdinnen, mit der Frage »Ist das jüdisch?« oder mit anti-jüdischen Stereotypen auseinandersetzen, gehen zwar von einem bestimmten Objekt aus, das Piktogramm will jedoch verdeutlichen, dass es sich dabei um einen Repräsentanten für viele andere handeln kann. Diese zweite Ebene zeigt unterschiedliche Perspektiven, Fragestellungen und Kontexte – kleine Ausschnitte jüdischer Lebenswelten.

Jüdische Dinge

Ausgehend von einer Sammlung, die Dinge als »jüdisch« bezeichnet, diskutiert die Ausstellung, was diese Dinge »jüdisch« macht und was für uns heute als »jüdisch« gilt. Eine Antwort darauf zu geben, ist schwierig, zumal verschiedene Konzeptionen des Jüdischen existieren und unsere Beziehung zum Jüdischen von unterschiedlichen Diskursen und individuellem Wissen geprägt ist. Vielmehr ist das Ziel der Ausstellung, Fragen zu stellen und zu neuen Fragen anzuregen, die eigenen Urteile und Vorurteile zu reflektieren und einen neuen Blick auf die »jüdischen Dinge« im Museum zu eröffnen.

Die Objekte, die »jüdischen Dinge«, die in der Ausstellung zu sehen sind, präsentieren sich auf den ersten Blick mehrheitlich als »unscheinbar«, von geringem materiellen Wert, oft auch als austauschbare Massenware. Die Ausstellung will zeigen, dass diese Dinge dennoch eine Geschichte haben, der nachzuspüren lohnend sein kann und die oft eine andere ist, als die Geschichte der prächtig ausgestalteten Judaica, wie sie in anderen Ausstellungen und Museen zu sehen sind.

Eine Geschichte haben aber alle »jüdischen Dinge« gemeinsam: Sie verweisen auf die Katastrophe der Schoa. Dies betrifft nicht nur die »bedenklichen Erwerbungen«, sondern alle Objekte, auch jene, die durch die Patriotische Kriegsmetallsammlung ins Museum kamen. Die Synagogen, in denen die Leuchter hingen, existieren nicht mehr, die Gemeinden, in denen die Mazzot gegessen wurden, sind ausgelöscht; das Haus, an dem die Mesusa hing, wird nicht mehr von einer jüdischen Familie bewohnt; der Kidduschbecher und das Besamim-Türmchen können nicht mehr in der häuslichen Zeremonie zu Schabbat verwendet werden; die Chanukka-Leuchter werden nicht mehr angezündet, das Schofar nicht mehr geblasen. Ihre Besitzer/-innen sind in alle Welt verstreut, wurden ermordet und alles, was von ihnen blieb, sind Dinge ohne Erinnerung. Die Ausstellung will die Geschichten dieser Objekte, so weit wir sie recherchieren konnten, erzählen, die Objekte sprechen lassen und ihnen dadurch wieder eine »Erinnerung« geben.

Etlichen Personen ist für die Realisierung dieses Ausstellungsprojektes zu danken: Margot Schindler hat als Direktorin unser Projekt, mit Studierenden eine Ausstellung zu gestalten, von Anfang an unterstützt. Dank ihr konnte auch dieser Katalog in der vorliegenden Form produziert werden. Dagmar Butterweck, Elisabeth Egger, Herbert Justnik und Claudia Peschel-Wacha ist in ihrer Funktion als Sammlungsbetreuerinnen und -betreuer zu danken – sie haben ihr Wissen und ihre Zeit den Studierenden zur Verfügung gestellt. Isabella Joichl hat restauratorische Fragen geklärt und die Objekte diesbezüglich bestens betreut. Hannah Landsmann vom Jüdischen Museum Wien ist zu verdanken, dass die Studierenden Einblicke in aktuelle Vermittlungsformate bekamen und an der Konzipierung und Realisierung eines solchen mitarbeiten konnten. Darüber hinaus danken wir unseren Kolleginnen und Kollegen, die uns mit ihrem Wissen und ihren Erfahrungen zur Seite standen,

insbesondere Martha Keil und Bernhard Purin, von denen wir nicht zuletzt im Zuge der Ausstellungsarbeit viel lernen durften, sowie Felicitas Heimann-Jelinek. Svjatoslav Pacholkivs Sprachkompetenz des Ukrainischen hat uns bei unseren Recherchen geholfen. Alexander Kubik danken wir für seine gestalterischen Ideen, die uns halfen, die Ausstellung in dieser Form zu konzipieren, und Lisa Ifsits ist für die Umsetzung der Piktogramme und für die, wie wir finden, sehr gelungene Gestaltung dieses Kataloges zu danken.

Last, but not least, danken wir den Studierenden für ihr Engagement und ihren Einsatz, auch noch in letzter Sekunde weitere Recherchen durchzuführen, für ihre Begeisterung für das Projekt und ihr Durchhaltevermögen, dieses auch zu Ende zu bringen. Die Ausstellung hat von ihrem Blick auf die »jüdischen Dinge« profitiert und wir konnten von ihren Fragen lernen. Dafür und für die gute Zusammenarbeit möchten wir uns bedanken.